

Über eine andere Art des Studierens

David Basic studiert Soziale Arbeit an der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW in der Studienform Freiform, in der (fast) alles ein wenig anders ist. Vorstellung eines partizipativen Ausbildungsgangs.

Text: Bernadette Wüthrich, Mitarbeiterin und Coach Freiform, Mitglied der Redaktionsgruppe



David Basic

Der 33-Jährige ist diplomierter Sozialpädagoge HF mit mehr als neun Jahren Berufserfahrung. Derzeit studiert er Soziale Arbeit in der Studienform Freiform an der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW. Sowohl in seiner Tätigkeit an einer Sonderschule als auch im Rahmen seines Studiums konzentriert er sich auf innovative und kooperative Lehransätze, die er zukünftig als Ausbildungsbegleiter oder Dozent erfolgreich umsetzen möchte.

Sie sind zur Sozialen Arbeit gekommen, weil Sie mehr Sinn erfahren und mehr lernen wollten. Was hat Sie bewogen, Soziale Arbeit in der «Freiform» zu studieren? Ich ging aufgrund einer Empfehlung zur Infoveranstaltung und kam mit mehr Fragen wieder heraus. Sie haben versucht, mir die Freiform zu erklären. Aber ich glaube, die Freiform kann man erst wirklich verstehen, wenn man selbst drin ist. Sie durchbricht die bestehenden Muster, wie Bildung und Ausbildung funktionieren. Ich war es gewohnt, dass ich hingehere und Unterricht habe, dann absolviere ich eine Prüfung und weiss, ob ich bestanden habe. Die Freiform macht das nicht. Ich darf selbst bestimmen, wie ich lernen möchte, wo mein Interesse ist, wie es mit meiner Motivation, mit meinem Leben übereinstimmt. Es gibt kaum fixe Lehrpersonen und Veranstaltungen, sondern ich bestimme zusammen mit meinen zwei Coachs aus Hochschule und Praxis, wie ich das Lernen organisieren möchte.

Die Freiform durchbricht Muster. Einer der Grundsätze ist, dass alle Beteiligten gleichberechtigt sind, man sich auf Augenhöhe begegnet und gemeinsam gestaltet. Wie erleben Sie diesen Aspekt? Als sehr bereichernd, aber ich habe ein Jahr gebraucht, bis ich mich damit wohlfühlt habe. Natürlich sagen wir, dass wir gleichberechtigt sind, dass alle Einwände einbringen können, wenn etwas nicht passt, und dass wir auf einen Konsens hinarbeiten. Und doch gibt es Wissensunterschiede, die nicht zu leugnen sind. Einerseits motiviert es mich, ich möchte auch so viel wissen. Andererseits gibt es auch Momente, in denen ich mich unsicher fühle. Ich musste lernen,

wie ich mit diesen Unterschieden trotz Augenhöhe umgehen kann, wenn ich merke, dass das Gegenüber sehr kompetent ist. Ich verstehe das auch politisch: Wir versuchen alle, auf Augenhöhe zu sein, aber man kann die verschiedenen Rucksäcke nicht negieren.

Können diese Wissens- oder Erfahrungsvorsprünge ein Stolperstein sein? Sie können eine Herausforderung sein, besonders zu Beginn in der Freiform. Natürlich teilen Leute, die schon in der Freiform sind, ihr Wissen, und doch bin ich auch in einer Bittstellerposition. Die Freiform verlangt ein hohes Mass an Selbstorganisation und Selbstbewusstsein, um aktiv auf andere zuzugehen. Du hast lange so gelebt, dass deine Eltern, deine Lehrpersonen sagen, was läuft – und es braucht Zeit, um diese Sozialisierung zu durchbrechen. Ich musste erst herausfinden: Wie mache ich das? Ich habe mich auch gefragt: Wo entdecke ich die Bestätigung, dass ich auf dem richtigen Weg bin? Mit einer Note weiss ich, ich habe es gut gemacht. Das gibt es in der Freiform nicht, du musst dir selbst die Bestätigung geben und sie in Form von Feedback organisieren. Ich würde die Freiform nichtsdestotrotz auch jungen Studieninteressierten empfehlen, weil sie auf die Realität im Sozialbereich bestens vorbereitet. So wie die Freiform funktioniert, so ist auch der Arbeitsalltag.

Wie das? Ich habe letztes Semester ein reguläres Pflichtmodul gemacht. Die Dozierenden absolvieren ihr Programm, du hast dem zu folgen und machst die vorgegebenen Aufgaben. So ist die Arbeitswelt nicht, sondern wie in der Freiform: Ich muss Sitzungen einberufen, wenn ich merke, ich habe ein Problem. Ich muss mit verschiedenen Leuten kooperieren. Ich muss viel dokumentieren, aktiv sein, den Leuten zuhören, Beziehung gestalten. Das lernt man in der Freiform. Man lernt auch, sich Informationen zu holen, wenn man bei etwas nicht weiter weiss. Ich höre von einer Theorie und lese dann darüber. Es ist dann auch niemand da, der sagt, es sei fertig. So ist es auch im Sozialbereich: Es ist nicht fertig, es wird immer etwas Neues geben, das dich herausfordert.

Das Prinzip der Gleichberechtigung zieht sich bis zur Bewertung: Es gibt keine Noten. Die Studierenden bestim-

men zusammen mit den Coachs, wie weit bzw. ob die erforderlichen Kompetenzen gemäss Kompetenzprofil entwickelt wurden. Wie funktioniert das? Ich konnte zu Beginn ziemlich genau aufzeigen, was ich mitbringe. Bisher habe ich keine negativen Rückmeldungen oder Uneinigkeit erlebt, eher Angebote, was ich noch lernen könnte. Das habe ich immer wertschätzend erlebt. In der Freiform sprechen wir davon, eine Kompetenz zu sättigen. Was heisst das genau, ab welchem Punkt kann ich davon sprechen, dass beispielsweise meine Kompetenz zur Kooperation gesättigt, das heisst ausreichend entwickelt, ist? Darüber müssen wir uns einigen. Man braucht Vertrauen, dass die Coachs wissen, worüber sie sprechen. Gleichzeitig erwarte ich von den Coachs, mir zu vertrauen, wenn ich sage, dass ich es kann, dass sie mich ernst nehmen. Für alle Beteiligten

ist schliesslich diese Überlegung wichtig: Wenn ich das Diplom in der Hand habe, darf ich irgendwo arbeiten – dort muss ich Sachen können.

Sie arbeiten auch aktiv in der Freiform mit. Wie ist es dazu gekommen? Ich äusserte nach der Einstiegswoche Kritik und wurde angefragt, ob ich mitmachen wolle, die Einstiegsangebote weiterzuentwickeln. Wir haben in der Gruppe dann selbstständig Ideen eingebracht. Das ist gut aufgenommen worden. Wir haben uns mit den Bedürfnissen unseres Jahrgangs auseinandergesetzt, eine Umfrage gemacht und ein angepasstes Programm für dieses Jahr auf die Beine gestellt. Ich habe dabei extrem viel gelernt und habe das Gefühl, ich werde ernst genommen und bin gleichberechtigt. Ich identifiziere mich mit der Freiform, weil ich sie auch ein Stück weit mitgestaltet habe.

Gibt es noch etwas, das Ihnen rund um die Freiform auffällt? Man setzt sich intensiver mit gesellschaftlichen und politischen Prozessen auseinander, mit Themen wie Macht, Selbstbestimmung. Das wird in der Freiform verlangt und führt dazu, dass Sozialarbeitende sich auch aktiver engagieren – das ist meine Hoffnung. Lernen, kritische Fragen zu stellen, Sachen zu hinterfragen. Wir haben im Vergleich zu anderen Branchen fast keine Lobby. Ich habe die Hoffnung, dass man lernt, aufzustehen und Sachen in Angriff zu nehmen. Vielleicht lernen wir genau das in der Freiform: Es betrifft uns, wir können partizipieren. Vielleicht ist das ein bisschen hochgegriffen, aber ich habe den Eindruck, wir Sozialarbeitende finden Lösungen – wir müssen, weil wir uns oft mit marginalisierten Gruppen auseinandersetzen.

Wenn Sie die Freiform in einem Satz beschreiben müssten, wie würde der lauten? Etwa so: Die Freiform ist eine innovative Studienform, in der alle bestehenden Muster durchbrochen werden – wegkommen vom Früheren zu etwas Neuem. •

Über die Freiform

In der innovativen Studienform Freiform der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW gestalten Studierende ihre Lernorte gemeinsam – in geteilter Verantwortung – mit Fachpersonen aus Hochschule und Praxis der Sozialen Arbeit. Alle Beteiligten verstehen sich als Lernende – auch die Praxisvertreter*innen und Dozierenden. Das Kompetenzprofil der Hochschule bildet die Grundlage für den selbst gesteuerten Wissensaufbau und die Kompetenzentwicklung der Studierenden auf Bachelorniveau.



Inserat

n|w Fachhochschule Nordwestschweiz
Hochschule für Soziale Arbeit

Fachtagung Kinderschutz

Sexualisierte Gewalt in Familien und Institutionen

13. Juni 2025 in MuttENZ
kinderschutztagung.ch




